



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 24.

Wiesbaden, den 14. März 1915.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Brüderchen und Schwesterchen“, Erzählung von Sophie von Adelung.
— „Bismarck-Knechtchen“. — „Mäher der Kultur und Kunst“, von Dr. Hans
Beyhge. — „Vaterlandslied und Vaterlandsarbeit“, von Dr. Marius
Krug-Genthe. — „Unser vierbeiniger Feldwebel“. — „Der alte Haffte“,
Erzählung aus Ostpreußen von Fritz Kad. — „Hilfsbogen fürs Haus“,
aus der Mappe eines Familienvaters. — „Ersige Gde“.

Zum Geleite:

Es gibt ein Weh, das nicht aus den einzelnen Dissonanzen des Lebens,
nicht aus den Schwankungen von Furcht und Hoffnung, von Glück und
Unglück hervorgeht, sondern das dem Leben selbst in unergründlicher Un-
mittelbarkeit entquillt, und gegen dieses Weh ist nur derjenige geschützt,
der die Weltwurzel auszuheben versteht, wie die Köchin eine Petersilien-
wurzel.
Hebbel.

Brüderchen und Schwesterchen.

Erzählung von Sophie von Adelung.

Prinzessin Gottlinde zu Wolfenscheydt-Remsbach sitzt in ihrem Empirezimmer; sie ist in ein tadelloses Schneiderkostüm aus elfenbeinfarbenem Kodon gekleidet. Ihr Gegenüber, ihre Mutter, die Gräfin Arnsberg, hat ein behagliches, schwarzes Gewand an, halb Reformkleid, halb Morgenrock, von oben bis unten in feinen Plisseezügen und mit reicher echter Spitze und lila Schleifenbüscheln verziert. Alles das ist sehr vornehm, sehr elegant, aber mit einer gewissen unbewußten Eleganz. Bei allem, so auch bei der Anordnung des behaglichen Gemaches, hat das Geld nirgends die aufspringende Rolle gespielt, wie bei den Neueinrichtungen der modernen Reichen. Es ist da — freilich, — aber nur im Hintergrunde, als diskretes Mittel zum Zweck. Überall ruhige Linien, matte, zum Teil etwas verblaßte Töne, dunkle Teppiche, ein paar gute Bilder an der Wand, darunter ein Feuerbach, ein Böcklin und mehrere Lenbachs; viel Blumen in durchsichtigen Kristallschalen, alles in ruhiges Licht gebadet, das durch hohe, halbverhüllte Fenster fällt. Im Kamin brennt ein lustiges Feuer, denn es ist Oktober und draußen schon kühl.

„Wie gemütlich ist es doch bei euch!“ Die Gräfin gähnt leise vor Behagen und streckt die immer noch hübschen, wohlbeschuhten Füße unter dem Saume des Kleides hervor. „Und welcher Unterschied zwischen hier und Berlin! Die ländliche Stille, die reizende Umgebung, das schöne Heim... Schade nur, daß Konstantin erst am Montag zurückkehrt. Deine Kinder, Linda, die sind einfach entzückend; ich habe sie ja eigentlich nicht mehr gesehen, seit ich Beatrix aus der Taufe hob, und doch sind sie von der ersten Stunde meines Hierseins an so zutraulich mit mir, als wären wir alte Bekannte.“

„Ja, sie sind nett,“ sagte die junge Frau einfach, aber

in dem einen Worte „nett“ liegt eine ganze Welt von Mutterglück und Mutterliebe.

„Heino ist zu reizend — was ich sagen wollte, warum nennt ihr sie nicht Heino und Beatrix — zwei so hübsche Namen —, sondern immer nur „Brüderchen“ und „Schwesterchen“?“

„Sie haben sich selber so genannt,“ sagt die junge Frau lächelnd. „Als Beatrix auf die Welt kam, war sie für Heino nur das langersehnte „Schwesterchen“, und Heino wurde für sie nach und nach das „Brüderchen“. Du hast keine Ahnung, Mama, welche Despoten solche kleine Menschenkinder sind, sie können nicht nur eine Kinderstube umorgeln, so daß man sich selber nicht mehr darin kennt, sondern das ganze Haus und uns Erwachsene dazu. Was sie wollen, das geschieht, und widersteht sich dem auch die ganze Welt. Und ich bin doch gar keine schwache Mama,“ fügt sie mit einigem Stolz hinzu; „ich bin im Gegenteil sehr konsequent.“

„Heino und Beatrix sind beide so anschniegender, so weich und zärtlich,“ meint die Gräfin: „Verzeih, mein Herz, ich bin so gewohnt, in meinen Briefen deine Kinder bei ihren Namen zu nennen, daß mir „Brüderchen“ und „Schwesterchen“ noch nicht geläufig ist — was ich meine, ist: sie sind so liebenswürdig und fein angelegt und haben etwas durch und durch Aristokratisches. Alles Verbe, Unzarte ist ihnen völlig fremd. Es muß leicht sein, sie zu lenken.“

„Nun, ganz so leicht, wie du meinst, ist es eben auch nicht; Brüderchen hat seinen Kopf, und Schwesterchen macht ihm alles nach.“

„Aber der Kleine ist von einer Anmut, die einen bezaubert,“ beharrt die Gräfin. Gestern 3. B., wie ich ihn

an mich drücke, ihn liebevoll und sage: „Ich weiß jemand sehr, sehr Liebes — wer ist das wohl?“ — Was meinst du, was er mir antwortet? „Du, und die Mama,“ und doch wußte der kleine Schelm ganz gut, wen ich meine.“

„Ja, sie sind lieb,“ wiederholte Prinzessin Gotlinde. „Und hier auf unserem einsamen Schlosse kann man sie so fern halten von allem Gemeinen, Häßlichen. Mir bangt jetzt schon vor der Zeit, wo Brüderchen in die Schule gehen wird. Denn Konstantin besteht fest darauf: er muß aufs Gymnasium. Wie viel Unarten bringen die Knaben da oft mit nach Hause — vom bekannten Schuldust und von blauen Flecken garnicht zu reden! Ja, wir haben es sehr gut auf Schloß Wolfenscheide,“ fährt sie gedankenvoll fort, „angenehme Nachbarfamilien, die schöne Gegend und unser schönes Familienglück, Mutter, ich bin sehr reich!“

„Gott sei dafür gedankt,“ sagt mit bewegter Stimme die Gräfin, und reicht der Tochter die Hand. In diesem Augenblick sind sie nicht Mutter und Tochter, sondern zwei glückliche Frauen und Freundinnen.

„Horch, das sind die Kinder!“ sagt die junge Frau aufspringend. „Ich hatte sie mit der Erzieherin in den Park geschickt. Nun sind sie zurückgekehrt,“ und sie eilt an die Türe. „Weißt du, Mama, was mich ganz besonders freut,“ sagt sie noch von dort aus: „Brüderchen hat jetzt schon ein ganz ausgesprochenes Gefühl für alles Aesthetische. Würdest du es glauben? Er sagte, als das Eßzimmer kürzlich mit dem neuen Brokat ausge schlagen wurde: „Mama, früher gefielen mir die Wände besser! sie waren so sanft“, und er hat recht; der Ton des alten, verbläuten Stoffes war eine viel bessere Folie für unsere Bilder.“

„Die Kinder haben Rasse. Ja, sie sind entschieden aristokratisch. Aber gar zu mädchenhaft würde ich den Buben doch nicht erziehen.“

„Da sei ohne Sorge, Mama. Ein richtiger Bub wird er dennoch. Aber es freut mich, daß die Erzieherin so ein feines Mädchen ist; von ihr lernen die Kinder gewiß nichts Unrechtes; und sonst kommen sie ja mit niemand zusammen. Konstantin meint zwar, es würde ihnen nichts schaden, wenn sie hier und da mit den Bauerskindern spielten; aber dazu kann ich mich nicht entschließen. — So, da sind wir —“ und die junge Frau öffnet die Türe, um zwei kleine Gestalten hereinzulassen, Heino, dunkel und kurzgeschoren, im violetten Samtkittelchen, die kleinere Beatrix in einem weißen gestrickten Hängerkleidchen, die blonden Locken vom Winde zerweht.

„Ihr habt doch eure warmen Mäntelchen angehabt?“ fragt die Mutter.

„Mais oui, votre Altesse,“ beeilt sich die Erzieherin zu sagen, die nach den Kindern eintritt: „Mais ce cher Eino at mir eute absolutement nicht folgen wollen.“

Die Mutter sieht den Jungen an, aber das Mahnwort erstirbt auf ihren Lippen. So „bubig“ sieht er aus, so trotzig und ehrlich zugleich sind die großen, grauen Augen, der frische Kindermund. Die Hände hinter dem Rücken, wie es sein Papa zu tun pflegt; ein Gältchen zwischen den Brauen, wie von tiefem Nachdenken, so geht er wichtig im Zimmer auf und ab, während Beatrix, an der Mutter Knie geschniegt, sorgfältig eine späte Chrysantemumblüte in winzige Stücker zerpfückt.

„Nun, ihr seid ja so stumm?“ fragt die Großmama liebevoll, und streichelt Beatrix' seidenweiche, zerzauste Locken. „Es war doch gewiß schön draußen?“

Beatrix nickt, ganz in ihr Zerstörungswerk vertieft. Aber Heinos Brauen ziehen sich noch fester zusammen; sein ganzer kleiner Körper nimmt eine strammere Haltung an, und plötzlich stößt er laut und vernehmlich das Wort: „Saukerl!“ zwischen den Zähnen hervor.

Die Gräfin und die Prinzessin sehen sich entsetzt an. Haben sie recht gehört? Ist so etwas möglich?

„Was hast du gesagt?“ fragt die Mutter in scharfem Tone.

„Saukerl,“ sagt Heino zuversichtlich, und nun kommt auch aus Schwesterleins zarten Rosenlippen ein schwach gelispeltes: „Saukerl!“

„Aber Kinder!“ Die Prinzessin blickt erstarrt von dem einen zum andern. „Wie kommt ihr denn zu solch einem

abscheulichen Wort? — Fräulein —“ sie wendet sich, Erklärung suchend, an die Erzieherin.

„Mais, votre Altesse, ich weiß wirklich nicht, wo Brüderchen dieses äßliche Wort aufgeschnappt at . . . Ich kenne es selbst nicht . . . Madame la Princesse können überzeugt sein . . .“

„Saukerl!“ sagt jetzt Heino noch einmal mit der dem Knaben eigenen Beharrlichkeit, und Beatrix echot ganz leise, kaum hörbar: „Saukerl!“

„Kinder, das ist ja unerhört! Wenn ihr das entsetzliche Wort noch einmal sagt, so geht ihr augenblicklich hinaus und kommt nicht wieder zu Mama und Großmama, bis ihr ganz, aber ganz artig seid.“

Heino hängt den Kopf. Nicht bei Mama in ihrem hübschen Zimmer mit den schönen Sachen sein zu dürfen, ist für ihn die härteste Strafe. Dann aber hebt er ihn wieder mit einem Zug von entschlossener Härte und wiederholt: „Saukerl . . .“

„Nun ist's aber genug!“ Die junge Mutter errötet vor Scham und Zorn. „Sogleich geht ihr ins Kinderzimmer. Später komme ich hinüber zu euch, und dann will ich schon herausbringen, woher meine Kinder so etwas Abscheuliches, Gemeines her haben. Und daß unterdessen keines von euch das häßliche Wort noch ein einziges Mal ausspricht — hört ihr? Und nun geht!“

Wenn Mama in diesem Tone spricht, gibt es kein Widerreden, das wissen die beiden kleinen Sünder. Die Erzieherin erschreckt und verwirrt, nimmt sie an der Hand und führt sie zur Türe. An dieser dreht sich Beatrix um, lächelt, hängt das Köpfchen, während dicke Tränen in ihre blauen Augen steigen, und lispelt noch einmal ganz leise: „Saukerl!“

Es ist zu arg. Die Türe schließt sich hinter den Missetätern, und die Prinzessin beißt sich schweigend auf die Lippen; das also ist die „vornehme Anlage“, das „Aristokratische“, der „Widerwille gegen alles Häßliche, Schmutzige“, von denen vorher die Rede war. Und das gerade vor ihrer Mutter, der sie ihre Kinder nur in allerbestem Lichte zeigen wollte! — Dann plötzlich bricht sie in krampfhaftes Lachen aus: Heino war zu urkomisch vorhin in seiner unwirsch, männlichen Kraftäußerung.

„Nun, Mama, du siehst jetzt selbst: gar zu wohlgezogen sind sie noch nicht,“ bemerkt sie ärgerlich.

„Aber ein solches Wort! Wo sie das nur herhaben mögen?“

„Ich kann es mir gar nicht denken,“ sagt die junge Frau, und beide schweigen; ein gewisser Mißton hat sich in das eben noch so behagliche, harmonisch-schöne Gemacht eingeschlichen.

Eine Stunde später kommt die Prinzessin ins Kinderzimmer, wo die Kleinen mit Bauhölzern spielen.

„Laß das, Heino, komm her zur Mama.“ Wenn diese ihn „Heino“ nennt, ist sie sehr ernst gestimmt, das weiß der Kleine. Verdrossen wirft er seinen fast vollendeten Turm mit lautem Krach zusammen und kommt mit hängender Unterlippe, auf die Mutter zu.

(Schluß folgt.)



Bismarck - Anekdoten.

Es ist eine bedeutsame Fügung des Geschicks, daß dieses Jahr 1915, in dem das Deutsche Reich gegen einen Wall von Feinden und Hassern um sein Recht, zu bestehen und zu gedeihen, kämpfen muß, zugleich das Jahr ist, in das die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Bismarcks, des großen, unvergesslichen Gründers des Deutschen Reiches, fällt. Noch trennen uns einige Wochen von diesem Tage, dem 1. April, aber unsere Gedanken eilen zu ihm voraus, und deshalb begrüßen wir dankbar ein Buch, das jetzt erschienen ist und unter dem schlichten Titel „Der Kanzler“, Bismarck in seinen Briefen, Reden und Erinnerungen, sowie in Berichten seiner Zeit schildert. (Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München.) Das

Buch ist in einzelne Abschnitte gegliedert, die im Klein durch geschichtliche Einführungen geschickt miteinander verbunden hat. Hier mögen aus dem Inhalt einige Bismarck-Anekdoten wiedergegeben werden, die seines Weisens Art besonders scharf hervortreten lassen. Der Leser wird auch die, welche ihm schon bekannt waren, jetzt, so sind wir überzeugt, gern noch einmal hören.

Tischgespräch Versailles 1870.

Bismarck erzählt: „Ich erinnere mich, in Göttingen, da nannte ich einmal einen Studenten einen dummen Jungen. Als er dann zu mir schickte, sagte ich, mit dem dummen Jungen hätte ich ihn nicht beleidigen wollen, sondern bloß meine Uebersetzung auszusprechen beabsichtigt.“

Grundsätze

Tischgespräch, Friedrichsrub 1890.

Bismarck erzählt: „In meiner Jugend pflog ich mit einer philosophisch angehauchten Kusine (Frau Karoline von Malortie, geb. Gräfin von Bismarck-Bohlen), die mich gerne betanten wollte, oftmals Gespräche darüber, ob ich Grundsätze annehmen müsse oder nicht. Schließlich sagte ich ihr, und damit waren alle unsere Streitigkeiten zu Ende: „Wenn ich mit Grundsätzen durchs Leben gehen soll, so komme ich mir vor, als wenn ich durch einen engen Waldweg gehen sollte, und müßte eine lange Stange im Runde halten!“

Graf Schwerin und Otto von Bismarck 1848.

Der Graf Schwerin-Puskar, welcher schon im Vereinigten Landtag zur Opposition gehört hatte, fragte eines Tages, den Abgeordneten Otto von Bismarck, was er eigentlich gegen ihn habe. Bismarck antwortete: „Daß Sie nicht bei Prag gefallen sind.“ (Damit spielte Bismarck auf den Feldmarschall Grafen Kurt Christoph von Schwerin an, der 1757, im siebenjährigen Krieg, mit der Fahne in der Hand bei dem Sturm auf Prag fiel und dessen Denkmal auf dem Wilhelmplatz in Berlin steht.)

Bismarck zum Grafen Bunsen 1848.

Der sächsische Minister Graf Bunsen erzählt in seinen Lebenserinnerungen: „Als ich die Heuerhebung tat, ich halte die Einrichtung (Robert) Blums für einen politischen Fehler, fiel Bismarck sofort mit den Worten ein: „Ganz falsch, wenn ich einen Feind in der Gewalt habe, muß ich ihn vernichten.“

Bismarck und der französische Gesandte Marquis Moustier 1854.

Bismarck erzählt: „Marquis Moustier kannte diese (Bismarcks russenfreundliche) Stellung, und mein Chef (der Minister des Auswärtigen Freiherr von Ranteuffel) überließ ihm gelegentlich die Aufgabe, mich zur westmächtl. Politik und zur Vertretung derselben beim Könige zu belehren. Bei einem Besuche, den ich Moustier machte, riß ihn die Lebhaftigkeit seines Temperaments zu der bedrohlichen Heuerhebung hin: „La politique que vous faites va vous conduire à Jena.“ (Die Politik die Ihr macht, wird Euch nach Jena führen.) Worauf ich antwortete: „Pourquoi pas à Leipzig ou à Koblenz?“ Moustier war eine so unabhängige Sprache in Berlin nicht gewöhnt und wurde stumm und bleich vor Zorn.“

Gespräch mit dem Badegast Wellmer in Putbus.

Bismarck: „Bei Königgrätz hatte ich nur noch eine einzige Zigarre in der Tasche, und die blühte ich während der ganzen Schlacht wie ein Geizhals seinen Schatz. Ich gönnte sie mir nämlich selber noch nicht. Mit blühenden Farben malte ich mir die wonnige Stunde aus, in der ich sie nach der Schlacht in Siegesruhe rauchen wollte. Aber ich hatte mich verrechnet . . .“ Wellmer: „Und wer machte Ihnen einen Strich durch die Rechnung?“ Bismarck: „Ein armer Dragoner. Pifflos lag er da, beide Arme waren ihm erschmettert, und er wimmerte nach einer Erquickung. Ich suchte in allen Taschen nach — fand nur Gold — und das nützte ihm nichts . . . doch halt, ich hatte ja noch eine kostbare Zigarre! Die rauchte ich ihm an und steckte sie ihm zwischen die Zähne! . . . das dankbare Pächeln des Unglücklichen hätten Sie sehen sollen . . . so köstlich hat mir noch keine Zigarre geschmeckt, als diese, die ich — nicht rauchte!“

Marshall Billaud und Graf Bismarck 1867 in Paris.

Billaud: „Glauben Sie mir, wir sind wie der Dahn, der keinen anderen Dahn neben sich duldet. Preußen ist dieser andere Dahn, und wir müssen die Degen kreuzen.“

Bismarck: „Gut, — kreuzen wir sie.“

Graf Bismarck und der Große Generalstab 1870.

Als das Große Hauptquartier Berlin verließ, war Bismarck in seinem Wagenabteil unfreiwilliger Obzengzeuge eines im Nebenabteil mit lauter Stimme geführten Gesprächs, in welchem namentlich General von Pöbbecke hervorhob, diesmal sei dafür gesorgt, daß Bismarck sich um die militärischen Dinge nicht zu bekümmern haben werde. Fast schüchtern warf der Kriegsminister von Moos ein: „Aber er muß doch wissen, wann er Frieden zu machen hat.“

Tischgespräch in Versailles 1870.

Bismarck erzählt: „Der Koburger (Herzog Ernst II.) sagte neulich zu mir, es wäre doch recht erfreulich, daß die verwundeten Soldaten jetzt auch ihre (Eisernen) Kreuze bekämen. — „Ja,“ erwiderte ich ihm, „aber daß wir beiden welche gekriegt haben, war nicht so erfreulich“ . . .“

Nach dem Fall von Paris 1871.

Bismarck war mit den deutschen Truppen bei der Revue von Longchamps eingeritten. Da trat ein Blusenmann an ihn heran mit den Worten: „T'es une fameuse canaille.“ — „Ich konnte ihn,“ sagte Bismarck, „gefangen nehmen lassen, aber der Mut des Menschen gefiel mir.“

Ein Franzose über Bismarck.

Ein politisches Genie, das für die anderen Nationen verhängnisvoll war, hat die Deutschen aus dem Dunkel hervorgezogen und auf den Scheitelpunkt des Ruhms erhoben. Deutschland verdankt diesem Manne alles, alles. Er hat mehr für Deutschland getan, als Cromwell für England, Richelieu für Frankreich, Peter für Rußland . . . Wie würde Frankreich einen Mann ehren, den uns die Vorführung schickte, um uns nach Berlin zu führen, um uns unsere Fahnen, unsere Provinzen und unseren Ruhm wiederzubolen!

Des Deutschen Reiches Zukunft. 1896.

Bismarck am 16. Mai 1896 in Friedrichsrub: „Ich habe das Vertrauen, daß Gott dies Deutsche Reich, das mit soviel Dammerschlägen und Blutverlusten auf dem Schlachtfelde zusammengefißt und gearündet ist, doch nicht wieder zerreißen lassen, sondern auch für fernere Zeit zusammenhalten werde.“



Bücher der Kultur und Kunst.

Von Dr. Hans Bethge.

Der Verlag Hans von Weber in München, dessen Aufgabe es seit Jahren ist, wertvolle Bücher in besonders schönem Gewande erscheinen zu lassen und die sogenannten „Prachtwerke“ alten Stiles durch buchtechnisch einwandfreie, im modernen Sinn vornehme Werke zu ersetzen, hat seine ideale Tätigkeit auch in Kriegzeiten nicht aufgegeben, und rechnet auf Käufer für ein paar sehr schön hergerichtete Bücher, die er uns beschert. Er läßt eine feine, illustrierte Ausgabe eines der friedlichsten und lieblichsten Bücher erscheinen, die unsere schöne Literatur hervor gebracht hat: „Aus dem Leben eines Zaunenchens“ von Joseph von Eichendorff erscheint in einer schmalen Folio-Ausgabe mit Steinzeichnungen von Emil Preetorius. Die kleinen schwarzen Steinzeichnungen sind in den Text eingeordnet und wirken wie zierliche Arabesken oder Bogenlinien, die größeren, farbigen Blätter nehmen ganze Seiten ein. Es ist die entzückendste Ausgabe des „Zaunenchens“, die mir zu Gesicht gekommen ist. Es ist etwas Feines, ganz Unausdrückliches in den Zeichnungen von Preetorius: gerade dieses Anspruchslose und Bescheidene macht sie so sympathisch. Dieser Illustrator geht niemals über seine Kraft hinaus, er weiß mit seiner Kraft haushalten, weiß aber auch all die Anmut aus ihr herauszuholen, die in ihr verborgen ist. Die zierlichen Blätter passen ganz und gar zu dem Geiste der Eichendorffschen Dichtung, Palette und Feder ergänzen sich hier in der erfreulichsten Weise. Eine stille Romantik, eine feine Anmut, etwas zart Schwärmerisches ist in den behutsam hingearbeiteten Zeich-

nungen. Sie verbinden Grazie mit einem innigen lyrischen Gefühl. Der Geist, der in diesen Zeichnungen weht, ist verwandt dem Geist, den wir aus den Arbeiten Karl Wallers kennen, — da ist Romantik und Leidenschaft und Behaglichkeit in liebenswürdigem Gemisch. Eine frische, reizende Schelmerei macht sich geltend und eine Neigung zu drolligem Humor. Die kolorierten Blätter sind nur wie mit Farben angehaucht, sie sind hell und heiter und gleichsam nur in einen verklärten Duft von Farbe hineingetaucht. Das Ganze macht einen durchaus einheitslichen, harmonischen Eindruck, hier ist ein wirklich gelungenes Illustrationswerk zu begrüßen, das den wahren Bücherfreunden sehr willkommen sein wird.

Derselbe Verlag gibt noch eine Novelle von Jakob Wassermann „Donna Johanna von Castilien“ mit Steinzeichnungen von Hans Meid, heraus, gleichfalls ein schönes Werk, wenn wir auch dem „Lügenichts“ innerlich und äußerlich den Vorzug geben. Die Erzählung Wassermanns ist eine düstere spanische Novelle, voll von unheimlicher Atmosphäre, voll von Mord, verstocktem Sinn, Verbrechen und Wahnsinn; sie ist ziemlich kühl und einigermaßen „literarisch“ niedergeschrieben; die Leistung eines guten Technikers, dessen Arbeit mehr vom Verstande als vom dichterischen Gefühl diktiert wird. Diese düstere historische Novelle hat nun Hans Meid mit schwarzen Steinzeichnungen geschmückt, die eine temperamentvolle Hand verraten. Diese künstlerische Handschrift ist nicht nur temperamentvoll, sie ist auch von einer Sicherheit, die an das Virtuose streift, und die innere Bewegung der Blätter ist gut gehandigt. Meid hat schon rühmlich Leichteres und Beseelteres gemacht, besonders in seinen Radierungen; diese lithographierten Zeichnungen sind etwas schwer im Duktus, und nicht immer ist die Konvention ganz vermieden. Sehr glücklich ist die Verteilung von Licht und Schatten, besonders die belichteten Stellen zeigen einen schönen Glanz der Atmosphäre. Auch Meids Freude an schönen Architekturen kommt zur Geltung, — im ganzen wirken die Blätter in ihrer Festigkeit eigentlich mehr wie Holzschnitte als wie Lithographien. Daß die düsteren Töne vorherrschen, ist durch den Geist der Novelle, dem sie angepaßt sind, bedingt. Es ist das erste Buch, das dieser begabte Graphiker illustriert hat, und wir sind auf seine weiteren Arbeiten auf diesem Felde begeistert.

Im Verlag von Bruno Cassirer zu Berlin erscheint eine sehr schöne Ausgabe von Goethes „Novellen und Märchen“, mit einem Vorwort von Paul Ernst. Der stattliche Band von ca. 550 Seiten ist ausgezeichnet gedruckt, und den leinenen Einband ziert eine reizende Lithographie von Karl Waller. Man findet hier alle die Goetheschen Erzählungen und Märchen zusammen, die der Dichter in seine größeren Werke eingestreut hat und die deshalb, will man sie allein genießen, schwer zu finden sind. 21 kleinere erzählende Arbeiten sind hier beisammen, alle ausgezeichnet durch die Schönheit und lebendige Anmut der Goetheschen Sprache, wenn auch nicht alle gleich an novellistischem Wert. Die edelsten und am meisten in sich geschlossenen Stücke sind wohl „Die Novelle“ und „Das Märchen“ und „Der Mann von fünfzig Jahren“, Dichtungen von einer starken inneren Beseeltheit und von liebenswürdigem Rhythmus.

Im Verlag von Adolf Bonz u. Co. zu Stuttgart erscheint eine wohlgelungene zweibändige Ausgabe der „Ausgewählten Werke“ von Joseph Victor von Scheffel (in Leinenbänden nach Entwurf von Cassirer, 7 Mark). In zwei Jahren gehört Scheffel seit dreißig Jahren zu den Toten, und seine Werke werden dann für alle Verlagsbuchhandlungen frei sein. Der alte Scheffel-Verlag ist daher klug genug, schon jetzt eine preiswerte Ausgabe der Werke herauszubringen. Diese Ausgabe enthält in der Tat alles das, was heute von Scheffels Werken noch lebensfähig erscheint. Im ersten Bande findet man den „Eckehard“ und die beiden kleineren Prosafiktionen „Juni-verus“ und „Dagideo“; im zweiten Bande den „Trompeter von Säckingen“ und die Gedichtsammlungen „Gaudamus“, „Versalmen“ und „Frau Aventure“. Der „Eckehard“ wird immer Scheffels bestes Werk bleiben. Er raat zwar nicht an die besten Bände der Freytagsschen „Abnen“ heran, aber er ist von einer so lieblichen Romantik erfüllt, daß er immer wieder seinen Reiz ausüben wird. Der „Trompeter von Säckingen“, das Nodestück einer ganzen Generation, ist innerlich doch gar zu harmlos, als daß es wirklich weiterleben könnte. Scheffels eigenste Töne findet man ohne Zweifel in seiner Niedersammlung „Gaudamus“. Hier hat er etwas Neues gefunden, nichts Tiefes zwar, aber immerhin etwas Originelles, und diese Gedichte werden sich vermutlich im Runde der deutschen Studentenwelt erhalten, so lange es singende deutsche Studiosi geben wird!

Hingewiesen sei auf die „Kleine Krieger-Kunstgeschichte“, ein Bändchen von 100 Seiten, in dem Robert Hehlen über die Kunstentwürfe der durch den Krieg in Mit-

leidenschaft gezogenen Gebiete plaudert (Verlag von E. A. Seemann in Leipzig, Preis 1 Mark). Das Büchlein, das in Flandern beginnt, nach Nordfrankreich, Paris, Polen, England und Konstantinopel führt, endet bei den Pyramiden von Gizeh. Es ist mit Abbildungen reich geschmückt und erweist sich als ein zwar nur skizzenhafter, aber durchaus geschmackvoller Cicerone durch die Kunstentwürfe (besonders Wandentwürfe) der Kriegergebiete.

Im unmittelbaren Zusammenhang mit dem Kriege steht eine Mappe von zehn schönen Lithographien großen Formates, die Willi Geiger unter dem Titel „Unseren Helden 1914“ im Graphit-Verlag, Berlin und München, herausgegeben hat. Es sind technisch außerordentlich gut herausgekommene Schwarz-Weiß-Drucke auf Japanpapier (in Leinenmappe 30 Mark), zu denen der Künstler durch die Visionen, die der Krieg in ihm entstehen ließ, angeregt worden ist. Geiger ist ein Zeichner von starkem Temperament und zugleich einem innigen Gefühl, das sich nicht selten bis zu ekstatischer Erhebung steigert. Er verfügt über einen sehr persönlichen Rhythmus der Linien, und die Eigenwilligkeit seiner Konturen wird geleitet von einer sicheren und (in glücklichen Stunden) oft spielend dahineilenden Hand. Er hat innere Gesichte, die sich ihm klar und harmonisch zu Linien gestalten, seine Visionen lösen sich auf in Zeichnungen, über denen der Schimmer eines leidenschaftlichen Fühlens liegt. Er hat ein Blatt lithographiert, auf dem ein Krieger, eben von der tödlichen Kugel getroffen, in sich zusammenstürzt, und diese Bewegung des Hinfinkens ist schön und innig und schmerz erfüllt, aber sie ist auch zugleich hinausgehoben über das Irdische und wird zum Symbol des heiligen Sterbens fürs Vaterland. Er hat klagende Frauen lithographiert, die mit wehen Bewegungen dasitzen, die Hände vors Gesicht werfen, sich aneinanderlehnen und stützen, und in ihren Gesten ist der ganze Schmerz um die geliebten, dahingemachten Helden des Vaterlandes. Eines der Blätter hat eine stark bildhafte Form: ein Sturmangriff; es ist mehr malerisch als zeichnerisch gesehen; einige junge Krieger, barhäuptig, das Bajonett in der Hand, stürmen dahin; hier ist mehr Wirklichkeit als Vision, mehr toniges Empfinden als Umriß. Auch das Grauen ist auf einem der Blätter dargestellt; zwei Krieger essen mit erhobenen Händen und schon zurückgewandten Gesichtern einen Waldweg dahin, gelagert von Jammer und Angst, und in ihren hastigen Bewegungen scheint all der Schrecken konzentriert zu sein, den das Gebell pländernder Granaten und „hagelnder Schrapnells“ verbreitet. Eines der schönsten Kriegerblätter von Geiger heißt „An die Pferde“. Es gehört nicht zu dem Jolkus der Mappe, sondern ist einzeln erschienen, gleichfalls im Graphit-Verlag und im Format der übrigen Blätter (Preis 5 Mark). Diese Steinzeichnung hat etwas Dekorativ-Monumentales. Drei sich bäumende Rosse von antiker Form sind dargestellt, edle, raffine Tiere, gegen die ein Wald von Bajonetten sich richtet und ein Regen von Kugeln. Das eine der stolzen Tiere ist von einer Kugel getroffen, und ein Blutstrahl schießt im Bogen aus dem sehnigen, emporgeworfenen Leib. Aufregung und Wut ist in dieser Darstellung, sie ist wie ein Hymnus auf die braven, heldenhaften Pferde des Krieges, ein heroisch-schmerzliches Gefühl ist ergreifend darüber ausgegossen. Dieses Blatt mit seinem kühnen, großzügigen und reinen Rhythmus scheint mir eine besondere Verbreitung in unseren Tagen zu verdienen.



Vaterlandsiebe ist Vaterlandsarbeit.

Von Dr. Martha Krug-Genthe.

Vaterlandsiebe ist Vaterlandsarbeit. Auch für uns Frauen muß dies der Maßstab unserer Liebe zum heiligen Vaterlande sein.

Es ist vielfach behauptet worden, eine stärkere Mitarbeit der Frauen an den Aufgaben des öffentlichen Lebens werde eine Gefahr für den Staat bedeuten, denn, persönlich weniger kriegerisch veranlagt als der Mann, werde sie zu einem Kriege und den dafür nötigen Maßnahmen ihre Zustimmung nicht geben, so daß das Vaterland in den Stunden der Gefahr seinen Feinden hilflos preisgegeben sein würde. Nach den Erfahrungen dieses Jahres wird wohl kein ehrlicher Mensch diese Behauptung mehr aufstellen dürfen. Wo wäre auch die Frau, die ihren Mann, ihren

Sohn zurückhielte, wenn Heim und Herd bedroht ist? Und wenn wir wünschen und beten, daß Gott uns den Frieden bald schenken wolle: wo ist diejenige von uns, die ihn einen Tag eher herbeiwünscht, als er geschlossen werden kann zum Segen Deutschlands?

Die falsche Voraussetzung, von der jene Befürchtungen ausgehen, ist die, daß der Krieg einseitig als Vernichter menschlichen Lebens aufgefaßt wird. Daraus schließt man, daß keine Frau ihre Zustimmung zu einem Kriege geben würde, weil er das Leben der Ihrigen bedroht. Gewiß, wo es sich darum handelt, bedrohtes Leben zu hüten und zu erhalten: im Säuglingsheim, in der Krippe, im Kinderhort, am Krankenbett, im Mutterschutz, in der Vormundschaft, im Jugendgericht — da bietet die Frau alle Kraft auf, daß kein kostbares Leben, physisch oder moralisch, verloren gehe, und für ihr eigen Fleisch und Blut wird sie jederzeit mit Freude das eigene Leben hingeben. Aber wenn der Damm bricht und die Ertrinkenden rufen um Hilfe, oder wenn die Flamme aus dem Dache schlägt und die Bewohner mit dem sicheren Tode bedroht: Welche Mutter wird ihren Sohn zurückhalten, der da sein Leben einsehen will, um anderes zu retten? „Das Leben ist der Götter höchstes nicht.“ Und so ist es mit dem Kriege. In dieser Sturmflut, in diesem Weltbrande, der mit der Gewalt eines Naturereignisses über uns hereingebrochen ist, welche Mutter würde da ihr Kind zurückhalten wollen, seine heilige Pflicht zu erfüllen, bloß aus dem selbstischen Gefühle des ihr drohenden Verlustes heraus? Denn hier handelt es sich nicht nur um ein Heim, um ein Haus und ein Menschenleben, sondern hier bedroht die Flamme Millionen Heime, Millionen Menschenleben, Millionen heiligster Güter — den ganzen materiellen und geistigen Bestand und Besitz unseres Volkes, mit dem jeder einzelne von uns steht oder fällt — und da sollte eine einzige Frau sich befinden, die angesichts dessen, was auf dem Spiele steht, fähig wäre, ihrem Manne zu sagen: Rette dich und laß es brennen?

Das allerdings ist wahr: Wir wünschen den Brand nicht, und wir würden ihn nicht anstiften. Im Gegenteil, wir werden stets bei denen zu finden sein, die das Feuer und Licht wohl verwahren und dafür sorgen, daß der Löcher jederzeit zur Hand sei, um das erste Glämmchen im Keime zu ersticken, bevor es zur Flamme werden kann. Auch insofern sind wir grundsätzlich Pazifisten, als wir der Meinung sind, daß, wer den Brand herbeiwünscht oder gar fördert, um seine Kunst als Feuerwehrmann zu zeigen, oder weil er sich davon eine Prämie verspricht, dem wäre in der Tat besser, „daß ein Mühlstein um seinen Hals gehängt würde, und er ersäuft würde ins Meer, wo es am tiefsten ist.“ Aber wenn ungeachtet aller unserer Bemühungen — und wer hat sich in diesem Sinne aufrichtiger bemüht, als der Kaiser selbst? — das Unheil doch hereinbricht, dann stehen auch wir Frauen auf zum Kampfe, denn dann heißt es: „Und sehet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.“

Die höhere Schätzung der Friedenswerte im Vergleich mit den rein kriegerischen Tugenden des Mannes ist nicht ein Zeichen der abnehmenden Männlichkeit des Volksempfindens, sondern sie ergibt sich notwendig aus dem Fortschritte der Kultur. Denn in dem Maße, wie dieselbe von Generation zu Generation höhere Werte schafft, müssen auch die Verluste jedes folgenden Krieges immer furchtbarer werden als die des vorhergehenden. Daran kann kein Völkerrecht und keine Genfer Konvention etwas ändern. Ein Volk, das keine Kulturwerte zu verlieren hat, kann leichtes Herzens in den Krieg ziehen. Aber von dem Urzustande des Krieges aller gegen alle bis zu uns ist ein größerer Abstand, als von uns bis zum Gedanken des ewigen Friedens. Denn gleich wie mit dem Fortschritte der Kultur im Privatleben anstelle des Rechts der Faust und der Selbstverteidigung das Gesetz getreten ist und die physische Gewalt nur in Augenblicken der höchsten Not noch einmal das letzte Wort sprechen darf, so erblicken wir auch in der Geschichte der Völker den sittlichen Fortschritt vom Kampfe um seiner selbst willen zum Eroberungskriege, und vom Eroberungskriege zum Kriege der höchsten und heiligsten Notwehr, den allein wir anerkennen, und für den

allein unser Volk in einmütiger Bejahung sich zusammenfinden konnte. Daß unser deutsches Volk mit diesen Empfindungen allen anderen voran ist, daß dieser Krieg nur auf Seiten unserer Feinde — trotz aller großsprecherischen Friedensmanifeste — als Angriffs- und Vernichtungskrieg unternommen wurde, das darf uns mit berechtigtem Stolz erfüllen, und darin liegt zugleich die innere Bürgschaft unseres Sieges. Ein einiges starkes Deutschland im Herzen Europas ist eine sittliche Notwendigkeit der Weltgeschichte, denn es allein kann Europa den Frieden schenken und erhalten. Darüber braucht man kein Wort zu verlieren; dafür haben die 44 Jahre seines Bestehens den Tatbeweis erbracht. — Und weil wir als Frauen den Frieden wollen, stehen wir in diesem Kampfe fest an der Wagenburg und sind zu jedem Opfer bereit.

„Eines steht groß in den Himmel gebrannt:
Alles darf untergehn,
Deutschland unser Kinder- und Vaterland,
Deutschland muß bestehn.“

(Unter dem Titel „Wir und das Vaterland“ hat die Vor-sitzende des Chemnitzer Frauenstimmrechts-Vereins, Frau Dr. phil. Martha Krug-Genthe, eine große Broschüre veröffentlicht, der wir obige für die Vaterlandsliebe der deutschen Frauen bezeichnende Ausführungen entnehmen.)



Unser vierbeiniger Feldwebel.

Ein aus dem Osten heimgekehrter Soldat erzählt: Unsere Kompanie war angetreten zum Abmarsch. Der Feldwebel fehlte. Von Mund zu Mund ging die Frage: „Wo steckt denn nur unser Feldwebel?“ Damit war nicht etwa unsere hochverehrte Kompaniemutter gemeint, sondern „Feldwebel“ hieß unser Kompaniechef.

Auf einem verlassenem Gehöfte in Ostpreußen, wo wir für einige Tage Quartier nahmen, kam uns ein schöner, anscheinend sehr hungriger Schäferhund bellend entgegengeprungen. Wir freundeten uns mit ihm an, gaben ihm reichlich zu fressen und nahmen ihn abends mit in die Scheune, wo er sich zum Schlafen ein behagliches Plätzchen suchte. Eines Tages wurde einstimmig beschlossen, ihn in die Kompanie einzureihen. An diesem Tage wurde unser neuer Kamerad besonders gut versorgt, mancher Lederbissen wurde ihm zugesteckt, und als er zum Mittag von unserem Koch einige große Knochen bekam, schien er außerordentlich zufrieden zu sein. Bei unserem Abmarsch schloß der Hund sich uns an, und seitdem war und blieb er unser treuer Kamerad. Er teilte mit uns alle Gefahren und Entbehrungen eines Feldzuges.

Im Gefecht bei G. erhielt er mit uns die Feuertaufe. Er zeichnete sich durch große Kühnheit aus. Stets blieb er bei unserer Kompanie. Sprangen wir vor, so lief er noch vor dem Zugführer her. Sagten wir, so lief er bellend von einem Flügel zum anderen. Viele unserer tapferen Kameraden verloren wir, der Hund schien gegen die russischen Geschosse gefeit zu sein. Als wir später ein von Russen besetztes Gehöft erklümmt hatten, beteiligte er sich lebhaft an der darauf folgenden Durchsuchung der Gebäude; sein Hauptinteresse galt freilich der Küche, wo er wohl weniger auf Russen, als auf Lebensmittel sahndete. Trotzdem wurde er später zum „Feldwebel“ vorgeschlagen und erhielt an Stelle des einfachen Säbeltrodels ein altes silbernes Portepee. Von aefangenen Russen nahmen wir ein paar Achselklappen und machten ihm daraus ein Halsband. Hierbei gab er durch Schwanzwedeln seiner Freude Ausdruck. Als dann die Gulaskanone erklang, erhielt er heute doppelte Portion. Seit jenem Tage führte er den Namen „Feldwebel“.

Also heute fehlte „Feldwebel“. Das kam allerdings häufig vor, bald fand er sich immer wieder ein, und so war es auch dieses Mal. Nachdem er die ganze Kompanie entlanggetrabt war und jeden begrüßt hatte, schloß er sich an. Armer „Feld-

weibel", hättest du in die Zukunft sehen können, du würdest wohl nicht so gleichmütig dreingehaut haben.

Wir lagen ausgeschwärmt in Schützenlinie, die Russen überschütteten uns mit Feuer, aber fast alles pfliff über unsere Köpfe hinweg. Da — ein jammerndes Geheul, unser „Feldweibel“ war getroffen. Noch einmal sprang er auf und lief die Front entlang, und mit einem letzten, todwunden Abschiedsblick erlag er seiner Verwundung. Als das Gefecht zu Ende war, buddelten wir unserm „Feldweibel“ sein Grab, wo er gefallen war. Da ruht er jetzt, unser guter Kamerad.



Der alte Haffke.

Novelle aus Ostpreußen von Fritz Maf.

So war Bernhard Haffke: auf einem kurzen, massigen Körper saß ein mächtiger Kopf. Der harte Schnitt des Gesichts wurde durch das Licht aus den seltsam blanken Augen gemildert und um den schon etwas eingefallenen Mund zuckte es häufig wie Wetterleuchten über einen stillen See. Die ganze edige Erscheinung wirkte wie ein knorriger, wetterharter Weidenstrunk.

Bernhard Haffke war siebzig Jahre alt; man nannte ihn den alten Haffke zur Unterscheidung von seinem etwa dreißig Jahre jüngeren Sohn. Aber wer ihn, den Pflug in der Faust, stundenlang hinter dem schweren Aldergaul traben sah, mochte ihm sein patriarchalisches Alter schwerlich glauben. Im übrigen war der alte Haffke ein Philosoph, der über vielerlei nachgedacht, manches gelesen und über alles seine eigenen Gedanken hatte.

Oft geschah es, daß man ihm seine ungebeugte Rüstigkeit neidete. Dann straffte sich seine Gestalt noch mehr als sonst, und mit einer Stimme, in der aufmerksame Zuhörer die leisen Untertöne eines naiven Stolzes vernahmen, antwortete er dann: „Auf eigenem Boden ist die Lust gesünder als anderswo, und selbstgebautes Brot nährt besser.“

Auf eigenem Grund und Boden leben und schaffen, das war ihm Zweck und Sinn des Daseins. Er hatte noch die ursprüngliche Hingabe des Bauern an die Scholle und den gesunden Stolz des festhaften Besitzers.

Obwohl der alte Haffke die Wirtschaft längst dem Sohn übergeben hatte, arbeitete er noch wie dieser, von früh bis spät. Er stand mit den anderen um vier Uhr morgens auf und am Abend ging er mit ihnen heim. Der junge Haffke und die Frau stellten ihm von Zeit zu Zeit immer wieder einmal vor, daß er doch garnicht nötig habe, sich so zu plagen. Der Alte sagte darauf nur: „Wenn ich nicht mehr arbeite, lebe ich nicht mehr.“ Er war von dieser Anschauung so tief durchdrungen, daß er sich auch bei Anfällen körperlichen Unbehagens keine Ruhe gönnte: „Man darf seiner Natur nicht nachgeben. Sie tut immer das, was man von ihr verlangt, wenn man sie ans Gehorchen gewöhnt hat.“ Das war die oberste Lebensregel des alten Haffke.

Eine Schwäche, die im Grunde schlecht zu ihm passen wollte, hatte der sonst so energische alte Mann freilich auch: er war wanderfleh. Nur schwer und bei ganz wichtigen Anlässen vermochte man ihn dazu zu bewegen, bis in eines der nächstgelegenen, kaum eine Stunde entfernten Dörfer mitzugehen. Gegen das Reisen mit der Eisenbahn aber hatte er eine beinahe krankhafte Abneigung. An den Fingern einer Hand konnte er herzfählen, wie oft er drüben in der kleinen Bahnstation war. Es schien, als sei er mit der heimatischen Erde durch geheime zauberhafte Fäden verbunden. In einer fremden Umgebung verlor er sein sonst nur schwer zu erschütterndes Gleichgewicht; er wurde unsicher, wortfarg und misstrauisch. Er kam sich dann selbst vor wie ein entwurzelter Baum.

„Das ist mit dem Menschen nicht anders wie mit Pflanze und Tier“, erklärte er, wenn man ihn ob seiner Schwäche aufzog. „Richtig gedeihen wir nur auf dem Boden, auf dem wir gewachsen sind. Die Kerche baut im Feld und der Star auf den Bäumen. Sie werden's nie anders machen.“ Zu anderen Malen pflegte er auch wohl das zu sagen: „Die Lust der Heimat ist für uns, was der Blume die Sonne ist. In der Fremde lebt der Mensch wie im Schatten, und wo Licht und Wärme fehlt, da gibt's keine rechte Kraft und blasse Farben. Im ungewohnten Boden gehen die Wurzeln nicht tief.“

Der Pastor nannte ihn einmal einen „Fanatiker der Scholle“, und der alte Haffke hatte es garnicht ungern gehört. — — —

Es war gegen Ende Juli. Der Sommer war heiß und trocken gewesen, und die Frucht bog sich segenschwer auf den Halmen. Die Haffkes begannen mit der Einbringung der Ernte. Der junge Haffke sah mit gerunzelter Stirn, wie sich der Vater abraderte. Schließlich kam ihm der Unwille auf die Zunge. Der Alte fuhr hart dagegen.

„Vorläufig mußt du mich schon noch für voll nehmen. Ich mach mein Teil, sorg' du für deins.“ Und die Arbeit ging weiter.

Da fuhr aus den schon wochenlang über Europa dräuenden Wetterwolken der Blitzstrahl nieder: der Krieg war erklärt.

Der junge Haffke rückte als Landsturmmann schon in den ersten Tagen ins Feld.

„Sorg' dich nicht, wir zwingen's auch ohne dich.“ Mit diesen Worten nahm der alte Haffke Abschied von dem Sohn. Dann ging er wieder an die Arbeit. Er schaffte für zwei, so daß man nur um einen Tag später fertig wurde, als man gehofft.

Man hatte eben die Last des letzten Wagens in der Scheune untergebracht, und Haffke zündete sich zufrieden die Pfeife an. Da stellte sich der Amtsdieners mitten in die Straße, schwang die Ortschafts- und verkündete, die Kosaken seien im Anzug. Den Bauern wurde geraten, Frauen, Kinder und das Vieh in Sicherheit zu bringen.

Haffke fuhr noch am gleichen Abend die Sohnsfrau und seine zwei Enkel zur Bahnstation hinüber, von wo sie nach Danzig weiterreisten. Er selbst kehrte wieder um.

„Ich bleib' daheim; einer muß das Haus hüten.“

Er verharrte bei diesem Entschluß, als schließlich auch noch die Männer des Dorfes, durch Gerüchte über Greuelthaten der Kosaken erschreckt, Haus und Hof verließen.

„Wenn's schon sein soll, will ich auf meinem Boden sterben.“ Und Haffke blieb mit einigen wenigen als Wächter des Dorfes zurück. Er verrichtete seine Feldarbeit wie gewöhnlich und fing schon an, sich über die voreilige Flucht der Nachbarn zu ärgern, da tönte eines Abends, als er sich gerade auf den Heimweg begeben wollte, Pferdegetrappel von der Landstraße herüber.

Die Kosaken!

Der alte Haffke hatte noch kaum Zeit gehabt, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, als die Russen, vier wild aussehende Kerle mit struppigen Bärten, auf kleinen, flinken Pferden, zu ihm herüberritten.

Der Führer der Patrouille fragte ihn in gebrochenem Deutsch, ob deutsche Soldaten im Dorfe seien und befahl ihm dann, sie in den Ort hineinzuführen. Unterwegs erkundigte er sich noch, ob Vieh im Dorfe sei.

Haffke erschrak.

„Wir werden bezahlen alles mit gute russische Rubel“, schrie einer von den Kosaken.

Unterdessen waren sie am Eingang des Dorfes angekommen.

„Dein Haus“, schrie der Führer der Patrouille.

Haffke wies mit zitternder Hand auf sein Bestitztum.

„Wo sein Stall?“

Die Kosaken stiegen jetzt ab und ließen sich in den Stall führen. Als sie darin eine Kuh und zwei Ziegen bemerk-

ten, wickelten sie vor freudiger Ueberraschung. Einer band sofort die Kuh los, und der Führer trat vor den Besitzer hin.

"Hier ist zweihundert Rubel für Kuh."

Haffke drohte umzusinken. Mühsam machte er den Kosaken verständlich, daß er das Tier für die Wirtschaft benötige und dat, ihm die Kuh zu lassen.

Der Kosakenführer schüttelte energisch den Kopf.

"Nig. Brauchen Kuh notwendig."

Haffke deutete verschüchtert auf die Ziegen.

"Nig. Wollen wir Kuh, nicht Bock. Hier ist zweihundert Rubel! Da führen uns zurück in Ort. Vorwärts!"

Haffke sah ein, daß er gehorchen mußte. Wie gebrochen schleppte er sich neben der guten alten Eisel her. Die Kosaken ritten abwechselnd voraus oder hinterher. Als sie endlich am Ziel waren, bemerkte er, daß der ganze Ort von den Russen besetzt war.

Nachdem er von dem Führer entlassen worden, machte er sich, noch immer betäubt von dem Erlebten, auf den Heimweg. Er schlug einen kürzeren, quer über die Felder führenden schmalen Fußpfad ein.

Das war also der Krieg! Und die Kosaken waren der Feind! Was würde erst werden, wenn die Russen weiter hereinkamen ins Land? — — —

"Halt!"

Aus dem Dämmer, das geheimnisvoll und undurchdringlich über den Aekern schwebte, lösten sich zwei Gestalten.

"Wer sein du? Wo kommen her?"

Der alte Mann zitterte vor Schreck am ganzen Leibe; er vermochte kein zusammenhängendes Wort hervorzubringen.

"Spion verruchtes!"

Die Augen des Russen rollten vor Wut. Dann packte er den Gefangenen mit derbem Griff am Arm, der andere faßte Haffke am Kragen, und so schleppten sie den vor Aufregung schlotternden Mann eine Stunde lang über die Stoppelfelder, bis sie endlich in ein Dorf kamen, das ebenfalls von russischen Soldaten wimmelte.

Haffke konnte nicht erkennen, wo er war, da es inzwischen völlig dunkel geworden. Man führte ihn vor einen Offizier, der deutsch sprach. Er wurde durchsucht und die zweihundert Rubel wurden ihm abgenommen. Seiner Erklärung, wie er zu dem Gelde gekommen, glaubte man nicht. Ein Soldat band ihm die Hände auf den Rücken und schob ihn auf einen Wagen, der gerade losfahren wollte.

Die Fahrt dauerte etwa zwei Stunden. Ueber Haffke war eine stumpfe Ergebung in sein Schicksal gekommen. Als man ihn aussteigen ließ, sah er nur flüchtig, daß er jetzt in einem größeren Städtchen war. Wieder kam ein Offizier, verhörte ihn und sagte dann unfreundlich: "Wir werden untersuchen!"

Dann wurde Haffke ins Gefängnis geführt. Es war eine sehr schmale, niedere Zelle, in der ein muffiger, übler Geruch herrschte. Das einzige, winzige Fensterchen, mit Eisenstäben vergittert, war verschlossen. In der Ecke lag ein mit Stroh gefüllter Sack, dem ein widerlicher Gestank entströmte.

Haffke war völlig erschöpft. Er ließ sich auf den Steinplatten des Fußbodens nieder. Aber bald stand er wieder auf. Die ungewohnte Enge des Raumes bedrückte ihn. Die Luft war hier so dick, daß er kaum atmen konnte. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Er fürchtete, zu ersticken.

Als der Wärter, ein Soldat, am Morgen kam, um ihm eine dünne Suppe zu bringen, hatte Haffke noch kein Auge zugehen. Das Essen, das in einer vor Schmutz starrenden Schüssel schwamm, berührte er nicht.

Der Druck auf der Brust wollte nicht weichen. Er ging in der schmalen Zelle hin und her und atmete in tiefen, schweren Zügen. Als er endlich gegen Abend vor Müdigkeit eingeschlummert war, träumte ihm, die Wände der Zelle kämen auf ihn zu und drohten ihn zu erdrücken. In Schweiß gebadet, erwachte er. So oft er auf kurze Zeit die Augen schloß, immer ließ ein qualender Traum ihn jäh

auffahren. Am häufigsten fühlte er im Schlaf, wie jemand auf seiner Brust kniete und ihm die Kehle zuschnürte.

Das ging so Nacht für Nacht. Geessen hatte er noch immer so gut wie nichts, da ihm vor den Speisen ekelte.

Am vierten Tage wollte ihn der Wärter zur Sitzung vor das Kriegsgericht führen. Haffke war jedoch zu schwach, er konnte nicht mehr gehen. — Stumpf und teilnahmslos lag er auf dem Strohsack. Den üblen Geruch empfand er nicht mehr.

Nach einer Weile kam ein Kosak in die Zelle, betrachtete den Gefangenen, nickte und verschwand wieder.

Eine Stunde später kam der Befehl, den Deutschen freizulassen. Das Kriegsgericht hatte ihn für nichtschuldig befunden.

Der Gefängnisfoldat trat in die Zelle und rief dem auf dem Boden liegenden alten Manne die Botschaft ins Ohr.

Der alte Haffke hörte sie nicht mehr. Er war tot.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Der Stille.

Wie das Leben auch rollt,
Ob freud oder auer,
Was voll du gewollt,
Das streu nicht umher:
Denn was viele gewulst,
Versplittert sich gleich,
An Macht und an Lust
Ist der Stille nur reich.

Ernst Moritz Arndt.

*

Ein abgewiesener englischer Angriff.

Dem Brief eines Angehörigen eines Leipziger Infanterie-Regiments, der einen vergeblichen englischen Angriff schildert, entnehmen die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ folgendes:

Abends bezog ich meine Deckung im Schützengraben. Ein Gebet zum Herrn, ein Posten an die „Gipsflinte“, und ruhig legten wir uns schlafen. Die Nacht verlief ohne Störung, nichts besonderes ereignete sich, auch der Vormittag war anzuhalten. Zwei Uhr nachmittags kam unverhofft eine schwere Granate angelungen, eine zweite folgte, aus den zweien wurden schließlich 56 Stüd. So haben uns die Herren von drüben am 18. Dezember begrüßt, alle hatte wir Kopfschmerzen. Die Dinaer sausten aber auch gar zu sehr in unmittelbarer Nähe herum, jedes Haar tut anders weh. Jetzt hieß es aufpassen, denn nach einer solchen Kanonade folgt gewöhnlich ein Angriff. Aber sonderbar, diesmal erfolgte nichts. Was bezwecken die Feinde? Unsere Meinungen gingen auseinander. Aber die ganze Nacht wurde scharf gewacht, es durfte niemand durch. Doch alles blieb ruhig.

Der Morgen dämmerte, der 19. Dezember brach an, es sollte für uns ein schwerer Tag werden. Gegen 1/9 Uhr früh begannen die Granaten zu heulen, jedesmal vier Stüd schwersten Kalibers (21 Zentimeter) plachten kurz hintereinander, dazwischen furrten und zischten polternd und prasselnd die Schrapnells. Das hielt den ganzen Tag an. Wir wurden es aber langsam gewöhnt. Um 3 Uhr nachmittags wurde die Geschichte doch zu bunt, ich ahnte es, bald mußten sie kommen, weshalb sonst dieses unheimliche Feuer? Man hörte fast gar nichts mehr. Ich ließ mein Maschinengewehr, die „Gipsflinte“, fertig machen und spannte. Da, ganz unerwartet, erhielten wir noch zur Abwechslung ein tadelloses „Dauerfeuer“ von englischen Maschinengewehren. Die Gabe sah sehr auf, der Erdwall vor meiner Deckung hatte furchtbar gelitten, ich glaube, sie haben mir die ganze Bude abgedeckt, sogar in unsere Erdhöhle kam so ein Ding, Gott sei Dank, ohne zu schaden. Da plötzlich verstummte die Artillerie. Vor uns tauchten verbissene, aquadte Gesichter auf, es waren die Engländer! Jetzt konnten wir uns

doch für das den ganzen Tag erhaltene Artilleriefener rächen. Drei Kompanien, etwa 900 Mann, stürmten unsere Stellung. Wir waren ein Zug, 80 Mann und mein Maschinengewehr. Alles war auf seinem Posten. Jetzt wurde es Zeit, noch 100 Meter hatten sie bis zu unserem Graben: Mörser, Dauerfeuer, und die „Gipsflinte“ tat wieder einmal ihre Schuldigkeit: wie die Salve vor dem Schütze, so fielen die Feinde. Wenige kamen davon, es war schrecklich. Aber hier hieß es: Du oder ich. Unsere Infanterie hielt sich tapfer. Brave Kerls! Nun hatten wir die Häuser mit der Gipsflinte gesäubert. Da gingen drei Mann vor und schossen nun aus demselben Hause, wo vor fünf Minuten noch die Engländer waren, auf den fliehenden Gegner. Die feindlichen Granaten und Schnapnels, Maschinengewehre, Gewehre, Flatterminen und Handgranaten bearbeiteten uns noch fest, von alledem hörten wir aber nichts. Wir sahen nur die Stürmenden, weiter nichts.

Nach einer halben Stunde war der Angriff abgeklungen. Mit uns war der alte deutsche Gott gewesen. Dann schlugen wir noch einen zweiten Angriff ab. Es war inzwischen dunkel geworden. Leuchtkugeln schwirrten durch die Nebel, tageshell war das Gelände erleuchtet, aber kein lebender Feind war mehr zu sehen. Sie hatten genug. Unsere Abkunft nahte, alles wurde ordnungsgemäß übergeben. Nun liegt das Geschick der Stellung in der Hand unserer Kameraden.

*

In französischem Quartier.

Eine Dame in Athies (Departement der Somme), bei der ein junger Kölner bis vor kurzem in Quartier gelegen hat, hat den Eltern des deutschen Kriegers folgenden Brief geschrieben, der für das gute Verhalten unserer Mannschaften in Frankreich spricht: „Herrn und Frau L. Ich habe das Vergnügen gehabt, die Bekanntschaft Ihres Sohnes, des Herrn Jean, während seines Aufenthalts in Athies zu machen. Er hat Ihnen gewiß mitgeteilt, daß er bei uns gewohnt hat, und daß trotz des Krieges Franzosen und Deutsche sehr gut miteinander standen. Sie dürfen stolz sein, einen so vortrefflichen Sohn zu haben. Wir hoffen, daß es zwischen den Nationen so bald wie möglich zu einer Verständigung kommen und daß es uns vergönnt sein wird, unsere Kinder wiederzusehen. Denn ich habe gleichfalls einen Sohn im Kriege. Für Herrn Jean, der mit meinem Sohne eine große Ähnlichkeit hat, habe ich eine besondere Zuneigung, und ich versichere Ihnen, daß ich ihn nur mit Schmerz von unserem gastfreundlichen Landstrich scheiden sehe. Ich sage Ihnen Lebewohl und sende Ihnen herzliche Grüße, ebenso den Schwestern des Herrn Jean.“ Die Tochter der Wirtin schließt sich in einem freundlichen Nachwort der Mutter an.

*

Ein Schwabenkreuz in den Argonnen.

Das „Ulmer Tagblatt“ veröffentlicht folgenden Bericht: Es war innerhalb der Abschnitte alles aufs Sorgsamste vorbereitet und morgens um 7.30 brachen die Sturmtruppen der Infanterie und Pioniere aus den Sappen und Gräben heraus unter einem Schleier von Patrouillen und dahinter allerlei kleinere Kolonnen mit besonderen Aufträgen. Die Ueberraschung gelang, und 3 Vorstellungen wurden hintereinander genommen. Von den G. . . , wo die Ueberraschung weniger gelang und die Franzosen in gewaltigen Säben Gelände nach rückwärts gewannen, wurden zwar nur wenige Gefangene gemacht, aber dafür umso mehr ins Jenseits befördert. Die Artillerie hat uns unter der vortrefflichen Leitung von Oberstl. v. W. . . die Aufgabe wesentlich erleichtert, indem sie das feindliche Artilleriefener dämpfte. 650 Gefangene mit 1 Duzend Offizieren, anderthalb tausend tote und Verwundete, 11 Maschinengewehre, 2 Mörser, 1 Revolverkanone, 6 Minenwerfer, viele meist neue Gewehre, Handgranaten, Munition und anderes Material fielen in unsere Hände. Da und dort wurde mit Erbitterung gekämpft und Gegenangriffe abgewiesen, aber gegen Mittag konnte teilweise schon mit Eingraben begonnen werden, nachdem wir im Durchschnitt 1 Kilometer Gelände gewonnen hatten. Auch die Verbindung nach rückwärts wurde nach und nach teilweise in starkem feindlichen Feuer hergestellt. Wir haben den Eindruck, daß die Franzosen, so zäh und raffiniert sie sich verteidigen, doch zu einem nervigen, schneidigen Gegenangriff nach deutscher Art nicht mehr imstande sind, und alle diese Einzelerfolge auf unserer Seite sind Symptome der Verbröckelung, nicht, wie Joffre meint, auf unserer Seite, sondern in seinen Reihen. Die gestern gefangenen Franzosen machten keinen schlechten Eindruck, aber nur wenige konnten das Gefühl der Befriedigung verbergen, daß ihre Schützengrabenanal ein Ende hat, namentlich, wenn der

erste Schreck verraucht ist und sie merken, daß ihre Vorgesetzten Unrecht haben, ihnen zu sagen, die Deutschen brächten die Gefangenen um. Unvergleichlich sind aber dagegen unsere Braven! Das sind Männer, sind Helden vom Scheitel bis zur Sohle, und wenn auch gar viele noch Neulinge im Kriegshandwerk sind, eines haben sie alle sicher: Das Herz auf dem rechten Fleck! Dabei sind sie anspruchslos, wetterhart, voll köstlichen Humors und furchtlos und treu. Erfüllte uns gestern auch der Anblick der Gefallenen mit Trauer, schauten wir mit Schmerz und Ingrimm den Bahren nach, auf welchen die Verwundeten still und bleich wie Wachs weggetragen wurden, ein Gefühl verläßt uns nicht: Ein Deutschland, das ein Heer solcher Helden besitzt, kann nicht untergehen, es muß siegen gegen eine Welt von . . .



Luftige Ecke.

Ein Herr schritt eine der steilen Straßen von Toronto entlang, die mit Glatteis bedeckt war, glitt trotz aller Vorsicht aus, fiel und geriet in eine stehende Pötte. Er war kaum einige Meter in dieser Stellung weiter geslitten, als seine Beine mit einer Dame in Verührung gerieten, die die Straße kreuzte, was zur Folge hatte, daß sie sich schnellstens auf ihn setzte. Sie rutschten nun mit vermehrter Wucht zusammen weiter und kamen auf den vor ihnen liegenden Platz gesaut, wo es dem Herrn glückte, die Fahrt zum Stillstand zu bringen, wobei er bemerkte: „Ich bitte um Entschuldigung, anädige Frau, Sie müssen hier aussteigen. Weiter gebe ich nicht.“

Der junge Mann entfernte vorsichtig die Zigarren aus seiner Westentasche und legte sie aufs Piano. Dann öffnete er die Arme. Aber das junge Mädchen flog nicht hinein. „Sie haben früher schon geliebt“, sprach es mit eisiger Stimme.

Die Gastgeberin hatte einen etwas stillen Geschäftsmann gebeten, eine ziemlich geschwätige Dame zu Tisch zu führen. Die junge Dame tat ihr Bestes, die Unterhaltung im Fluß zu halten, und ihr Gesprächsstoff verbreitete sich von der Börse bis zum Weltkrieg und wieder zurück. Nur einmal verfehlte der stille Mann, beiseite zu antworten, und das war, als sie ihn fragte: „Gefallen Ihnen Beethovens Werke?“ — „Ich bin nie dagewesen“, antwortete er. „Was fabriziert er?“

Cholly: „Ist es Sünde, einen Kuß zu stehen?“ — Dollu: „Ganz gewiß! Aber wissen Sie, es gibt auch Unterlassungsfinden!“

„Aber sie sagte, sie habe dir nie eine Ermutigung zu Teil werden lassen.“ — „Das hat sie gesagt?“ — „Aber gewiß.“ — „Sie hat mir erzählt, daß ihr Onkel sie zur Erbin einsetzen würde, und daß er mit einem Fuße im Grabe stände. Wenn das keine Ermutigung ist, dann möchte ich wissen, was du eine nennst.“

Erster Künstler: „Der Schirm, den Sie mir liehen? Ich habe ihn einem Freunde geliehen.“ — Zweiter Künstler: „Das ist sehr fatal. Der Herr, der ihn meinem Freunde lieh, sagt mir, daß der Eigentümer ihn zurück wünsche.“

„Haben Sie aber eine hübsche Pflegerin!“ — „Ist sie?“ — murmelte der Patient mit müder Stimme, „ich habe es nicht bemerkt.“ — „Himmel, alter Junge, ich hatte keine Idee, daß Sie so krank wären!“

Dame (zum Straßenbettel): „Aber gestern waren Sie blind!“ — Bettler: „Ja, aber ich habe heute geheiratet, und das hat mir die Augen geöffnet.“

Ella: „Einem gräßlichen Menschen gestatten, mich zu küssen? Niemals!“ — Stella: „Das würde ich auch nicht. Aber zum Glück befindet sich unter meinen männlichen Bekannten kein solcher.“

